

(Nachdruck verboten.)

67]

## Das Geld.

Roman von Emile Zola.

Am Montag hatte die Gräfin über dem entsetzlichen Abenteuer, das ihrer Tochter zugestoßen war, diesen schlecht gekleideten Mann und seine grausame Geschichte vergessen und wachte mit ihren Augen, die vor Thränen blind waren, am Lager ihrer Tochter, die man wild phantasierend nach Hause gebracht hatte. Alice war endlich eingeschlafen, und die Mutter hatte sich erschöpft und von der Wucht der wiederholten Schicksalsschläge niedergeschmettert auf einen Stuhl gesetzt, als Busch, diesmal von Léonide begleitet, von neuem eintrat.

„Gnädige Frau, hier ist meine Klientin, wir müssen nun zu Ende kommen.“

Beim Anblick der Dirne war die Gräfin zusammengekauert. Sie schaute verwundert auf die Person mit der auffallenden Kleidung, mit den struppigen, schwarzen Haaren, die bis auf die Augenbrauen niedersiefen.

„Wir müssen zum Schluß kommen,“ betonte Busch scharf, „denn meine Klientin ist in der Rue Feydeau sehr in Anspruch genommen.“

„Rue Feydeau?“ sprach die Gräfin nach, ohne zu verstehen.

„Nun ja, dort ist sie . . . Dort ist sie in einem öffentlichen Hause.“

Entsetzt eilte die Gräfin mit zitternder Hand den offen gebliebenen Flügel des Klokens zu schließen. Alice hatte in ihrem Fieber unter der Bettdecke sich leise geregt. Wenn sie nur wieder einschlief, wenn sie nur nichts sah und nichts hörte!

Schon fuhr Busch fort: „So ist die Sache, Frau Gräfin, verstehen Sie mich wohl . . . Das Fräulein hier hat mir die Sache übertragen, ich bin ihr Vertreter, sonst nichts, darum habe ich verlangt, daß sie selbst mitkam, um ihre Ansprüche geltend zu machen . . . Nun, Léonide, erzählen Sie!“

Unruhig und unbehaglich in dieser ihr aufgezwungenen Rolle schaute sie mit ihren großen, trüben Augen eines geprieglerten Pudels fragend auf Busch; aber die Aussicht auf die versprochenen tausend Frank wirkte bestimmend. Während er den Schuldschein des Grafen abermals entfaltete und ausbreitete, begann sie mit heiserer, vom Alkohol verwüsteter Stimme:

„Ganz recht, das ist das Papier, welches Herr Karl mir gegeben hat. Ich war die Tochter des Wagners, die Tochter von Cron dem Sahnrei, wie man ihn nannte, Sie wissen ja, Madame? . . . Und da war Herr Karl immer hinter mir her und machte mir Zumutungen. Mich ekelte das an; wenn man jung ist, nicht wahr, und noch unerfahren, so ist man gegen die alten Herren nicht zuvorkommend . . . Da hat Herr Karl mir eines Abends, nachdem er mich in den Stall mitgenommen hatte, das Papier eingehändigt.“

Die Gräfin stand aufrecht und ließ die Dirne reden. Da schien es ihr, als habe sie im Klokens ein Stöhnen gehört. Mit verzweifelter Geberde rief sie:

„Schweigen Sie!“

Aber Léonide war im besten Zuge und wollte ausreden. „Es ist doch nicht redlich, wenn man nicht zahlen will, ein unschuldiges Mädchen zu verführen. Ja, Madame, Ihr Herr Karl war ein Gauner. Das ist die Ansicht aller Frauenzimmer, denen ich die Geschichte erzähle.“

„Schweigen Sie, Schweigen Sie!“ rief die Gräfin wütend und hob beide Arme empor, wie um die Dirne zu zermalmen, wenn sie weiter redete.

Léonide bekam Angst und hob mit der instinktiven Bewegung der an Ohrfeigen gewöhnten Dirnen den Ellbogen herauf, um ihr Gesicht zu decken. Eine gewitterschwüle Pause trat ein, während welcher ein neues Stöhnen, ein leiser Ton von erstikten Thränen aus dem Klokens zu kommen schien.

„Was wollen Sie endlich?“ fragte die Gräfin bebend mit leiserer Stimme.

Jetzt mißte sich Busch wieder ein.

„Nun, Frau Gräfin, das Mädchen will bezahlt sein. Sie hat auch recht, die Unglückliche, wenn sie sagt, daß der Herr Graf von Beauwilliers gegen sie schlecht gehandelt hat. Es ist ganz gewöhnlicher Betrug.“

„Nie werde ich eine derartige Schuld bezahlen.“

„Dann wollen wir einen Wagen nehmen und sofort nach dem Justizpalaste fahren, wo ich die bereits aufgesetzte Klage einreichen werde. Hier ist sie. Alle Thatfachen, die das Fräulein soeben erzählt hat, sind darin aufgezeichnet.“

„Mein Herr, das ist eine schauerhafte Erpressung, so etwas thun Sie nicht!“

„Verzeihen Sie, Frau Gräfin, ich werde es vielmehr sofort thun. Geschäfte sind eben Geschäfte!“

Eine grenzenlose Müdigkeit, eine unüberwindliche Entmutigung bemächtigte sich jetzt der Gräfin. Der letzte Stolz, der sie aufrecht hielt, war gebrochen, ihre ganze Festigkeit, ihre ganze Willenskraft sank mit einem Male zusammen, sie faltete die Hände und stotterte:

„Aber sehen Sie doch, wie weit wir sind, schauen Sie sich in diesem Zimmer um. Wir haben nichts mehr, vielleicht bleibt uns morgen nichts mehr übrig zum essen. Wo soll ich das Geld hernehmen? Zehntausend Frank, großer Gott!“

Busch lächelte wie ein Mann, der unter solchen Ruinen zu fischen gewohnt ist.

„Feine Damen wie Sie haben immer Hilfsquellen! Wenn man richtig sucht, so findet man.“

Vor einem Augenblick hatte er auf dem Kaminsims ein altes Juwelentäschchen erspäht, welches die Gräfin am Vormittag beim Auspacken hier liegen lassen; mit sicherem Instinkt witterte er Edelsteine darin. Sein Auge erglänzte in solcher Gier, daß die Gräfin der Richtung des Blickes folgte und begriff.

„Nein, nein!“ rief sie, „die Kleinodien niemals!“

Und sie ergriff das Kästchen, wie um es zu verteidigen, diese letzten Kleinodien, die schon so lange Jahre in der Familie waren, diese paar Kleinodien, die sie in ihrer höchsten Not immer noch als einzige Mitgift ihrer Tochter aufbewahrt hatte, und die in der jetzigen Stunde ihre letzten Hilfsmittel waren!

„Nimmermehr, lieber ein Stück von meinem eignen Fleisch!“

Im gleichen Augenblick trat Frau Karoline nach kurzem Klopfen ein. Sie kam in höchster Erregung daher; beim Anblick dieses unerwarteten Austritts faßte sie stummes Entsetzen. Mit wenigen Worten hatte sie die Gräfin gebeten, sich ihretwegen nicht stören zu lassen, und hätte sich sofort entfernt, wenn sie nicht die flehende Geberde der Armen zu verstehen geglaubt hätte. Sie trat bescheiden in den Hintergrund des Zimmers zurück. Busch hatte seinen Hut wieder aufgesetzt, während Léonide, der es immer unbehaglicher wurde, der Thüre zuschritt.

„Somit, gnädige Frau, erübrigt nur noch, daß wir uns zurückziehen.“

Trotzdem zog er sich nicht zurück. Er begann die ganze Geschichte von neuem und in schändlicheren Worten auszu- drücken, als wollte er die Gräfin vor der Neuan gekommenen noch tiefer erniedrigen, vor dieser Dame, die er seiner geschäftlichen Gewohnheit nach nicht wieder zu erkennen schien.

„Adieu, also, Frau Gräfin, wir begeben uns stehenden Fußes nach der Staatsanwaltschaft. Eine ausführliche Erzählung wird, ehe drei Tage vergehen, in den Zeitungen stehen. Sie haben's so gewollt!“

In den Zeitungen! Dieser schauererregende Skandal auf den Ruinen ihres Hauses! Es war also nicht genug, daß das uralte Vermögen zu Staub ward, alles miteinander mußte im Not untergehen! O, die Ehre des Namens wenigstens sollte gerettet werden! Mit mechanischer Bewegung öffnete sie das Kästchen: Ohrgehänge, ein Armband, drei Ringe kamen zum Vorschein, Brillanten und Rubinen mit altmodischen Fassungen.

Busch war eifrig näher getreten. Sein Auge blickte zärtlich und schmeichelnd.

„O, es sind nicht für zehntausend Frank. Erlauben Sie, daß ich sie ansehe!“

Schon nahm er die Juwelen eins nach dem andern in die Hand, drehte sie hin und her und hob sie zwischen seinen vor Gier zitternden dicken Fingern mit seiner sinnlichen Leidenschaft für Edelsteine ans Licht. Die Reinheit der Rubinen schien ihn vor allem zu entzücken. Und diese alten Brillanten,

welches wunderbare Feuer trotz des mitunter ungeschickten Schiffs!

„Sechstausend Frank,“ sagte er mit der harten Stimme eines Auktionators, indem er unter dieser ziffermäßigen Schätzung seine Erregung verbergte. „Ich berechne nur die Steine, die Fassung ist nur das Einschmelzen wert. Nun, wir wollen uns mit sechstausend Frank begnügen.“

Das Opfer war aber gar zu hart für die Gräfin. Ihre Festigkeit erwachte wieder, sie nahm die Juwelen wieder an sich und hielt sie krampfhaft in den Händen gepreßt. Nein, nein! Es war zu viel, wenn man von ihr forderte, sie solle noch diese paar Steinchen in den Abgrund werfen, die einzigen Trümmer aus dem Schiffbruch, die Steine, die ihre eigne Mutter getragen und die ihre Tochter am Hochzeitstage tragen sollte. Und heiße Thränen schossen aus ihren Augen und rannen auf ihre Wangen; ihr Schmerz war so tief erschütternd, daß Leonide, deren weiches Herz gerührt war, voll Mitleid Busch am Rockschöß zu puspen begann, damit er wegginge. Sie wollte fort, das warf sie ja ganz außer Fassung, daß man dieser armen, alten Dame, die so herzensgut aussah, so schweres Leid zufügte. Busch verfolgte den Austritt mit großer Kaltblütigkeit und war jetzt sicher, daß er alles mitnehmen könnte; denn er wußte aus langjähriger Erfahrung, daß Thränenanfälle bei den Frauen den Schiffbruch der Willenskraft antünden. Und er wartete geduldig.

Vielleicht hätte der entsetzliche Auftritt noch länger gedauert, wenn nicht in diesem Augenblick wie aus der Ferne eine flehende Stimme in Schluchzen ausgebrochen wäre. Alice rief aus der Tiefe des Alfoven:

„O Mutter, sie bringen mich um! Sieh Ihnen alles, alles sollen sie mitnehmen! O Mutter, sie sollen fortgehen, sie bringen mich um, bringen mich um!“

Da machte die Gräfin eine Geberde willenloser Verzweiflung; in diesem Augenblick hätte sie ihr ganzes Leben dahingegeben. Ihre Tochter hatte zugehört, ihre Tochter verging vor Scham! Sie warf Busch die Juwelen hin, ließ ihm kaum Zeit, den Schulschein des Grafen auf den Tisch zu legen und drängte ihn hinter Leonide, die schon verschwunden war, zur Thüre hinaus. Dann öffnete sie den Alfoven und sank auf Alicens Kissen nieder; vernichtet und erschöpft mischten Mutter und Tochter ihre Thränen.

Empört war Frau Karoline einen Augenblick im Begriff gewesen, sich einzumischen. Sollte sie wirklich zugeben, daß der Elende die zwei armen Frauen so ausraubte? Aber sie hatte auch die widerliche Geschichte mit angehört, und was war sonst zu thun, um einen Skandal zu vermeiden? Denn sie wußte, daß er der Mann war, seine Drohungen rücksichtslos zu erfüllen. Sie selbst stand wegen jenes gemeinsamen Geheimnisses mit Saccards Kind beschämt vor ihm. O, diese Hülfe des Leids! Es wurde ihr unbehaglich zu Mute: was hatte sie eigentlich hier zu suchen, wenn sie kein tröstendes Wort fand und keine werththätige Hilfe zu bringen wußte? Alle Worte, die sich über ihre Lippen drängten, jede Frage, jede bloße Ausspielung auf den entsetzlichen Vorgang des gestrigen Tages, alles schien ihr verlegend und beschmüßend; in Gegenwart des noch verstörten Opfers durfte man so etwas nicht wagen. Welche Unterstützung hätte auch sie hinterlassen können, die nicht wie ein lächerliches Almosen vorgekommen wäre, da auch sie pekuniär zu Grunde gerichtet war und bereits in Geldverlegenheiten dem Ausgang des Prozesses entgegen sah?

Schließlich trat sie mit thränenden Augen vor, die Arme weit geöffnet, von grenzenlosem Mitleid erfüllt und in einer fassunglosen Nüchternheit, die ihren ganzen Körper erschütterte.

Ohne ein Wort zu sprechen, faßte sie die Weinenden in ihre Arme und drückte sie innig ans Herz. Es war das einzige, was ihr in dieser Not einfiel: sie weinte mit. Und die zwei unglücklichen Frauen begriffen, was sie wollte, ihre Thränen flossen reichlicher und sanfter. War auch kein Trost möglich, mußte man nicht trotz alledem das Leben weiter ertragen?

Als Frau Karoline wieder auf der Straße stand, gewahrte sie Busch in eifrigem Gespräch mit der Méchain. Er hatte eine Droschke bei sich, drängte Leonide hinein und fuhr mit ihr von dannen. Frau Karoline wollte weiter eilen, aber die Méchain schritt gerade auf sie zu. Ohne Zweifel hatte sie ihr aufgelauret, denn sie fing ohne weiteres von Victor an und zeigte sich von dem gestrigen Vorgang im „Heim der Arbeit“ bereits unterrichtet. Seitdem Saccard sich geweigert hatte, die viertausend Frank zu zahlen, kam sie nicht mehr aus dem Zorn heraus und grübelte unaufhörlich hin und her, wie sie die Sache noch ausbeuten könnte; im Boulevard

Bineau, wo sie häufig in der Hoffnung auf irgend einen einträglichen Zwischenfall nachzufragen pflegte, hatte sie die Geschichte erfahren. Ihr Plan stand wohl fest, denn sie erklärte Frau Karoline, sie wollte sich ungefümt auf die Suche nach Victor begeben. Dieser Unglücksjunge! Es wäre zu entsetzlich, wenn man ihn seinen bösen Instinkten überlasse, man müßte ihn einsperren, falls man ihn nicht eines schönen Tages auf der Anklagebank sehen wollte. Während dieser Rede blickten ihre in den Fettpolstern des Gesichts verlorenen Nenglein die „gute Dame“ forschend an; sie freute sich ihrer sichtbaren Fassunglosigkeit und versprach sich schon wieder, Geld aus ihr zu pressen, sobald der Junge wieder gefunden wäre.

(Fortsetzung folgt.)

## Sonntagsplauderei.

Ihr lieben hellen Kleider!

Vielleicht wißt Ihr noch gar nicht oder glaubt es mir nicht, daß ich Euch liebe. Verstehst denn so ein lakter Eintenfisch etwas von hellen Pfingstkleidern oder sieht er sie auch nur, selbst wenn in ihnen 18 oder seien es selbst 20 Jahre blühen? Der Eintenfisch kann ich nicht leugnen, aber gerade weil das Dumme sein Element ist, hat er eine Sehnsucht nach den hellen und lustigen Geweben, in denen junge freie Herzen schwärmen.

Ein helles Kleid, strahlend in dem milden Licht von Mandelblüthen, ein unzernüthertes, neues, mit glänzenden Wändern war meine erste, dämmernde Knabenliebe. Ich habe niemals gewußt, wie das holde Wesen hieß, das in der zarten Hülle steckte; mag sein, daß es die höhere Tochter eines abscheulichen Schweifleder-Fabrikanten war. Aber das helle Kleid verfolgte mich und beseligte mich. Es war für mich der Inbegriff alles Schönen, Zukünftigen, Unermesslichen und Unbändigen. Und mit niemandem sprach ich von meinem Glück. Erst zehn, zwölf Jahre später fragte ich meine ältere Verwandte, bei der ich damals das helle Kleid geschaut, und ich glaube ich erröthete und zitterte dabei: „Sag mal, wie hieß das Mädchen eigentlich, das damals Deine Fremdbin war und an Deinem Geburtstag ein rosa Kleid trug?“ Die Verwandte lachte verwundert: „Du hast aber ein Gedächtnis!“ Sie selbst aber wußte nicht mehr recht, ob es die Elise oder die Käthe oder die Nelly gewesen, jedenfalls waren sie alle verheiratet, und diejenige, auf der der begründetste Verdacht ruhte, daß sie an jenem herrlichen Tage ein rosa Kleid getragen, oatte richtig einen erwischt, der in elastischen Korsettstangen reiste.

Seitdem liebe ich alle hellen Kleider, mit Ausnahme derer, die ich bezahlen muß. . . .

Das ist auch gar nichts Außerordentliches und Oberflächliches. Ich sage Euch, die mechanischen Webstühle und die Färbereien, die diese feine Textilpoesie für das Pfingstfest erzeugen, weben und färben ein Stück ewiger Jugend und starten freudigen Zukunftsglaubens ins Dasein. In den Gefängnissen herrscht die fable Farbe und in den Brutstätten verdorbener Arbeit, so lange Ihr aber noch den Mut habt, Blumen ins weiche, volle Haar einzuflechten und Rosengewänder zu tragen, so lange seid Ihr noch stolz und unbefleglich und seht den Fuß auf Euer Elend, das Euch ins graue Nichts verschlingen möchte. Kennt es nicht Putzsucht — Freiheit ist's und Freude und Tapferkeit, das quellende Selbstbewußtsein der Jugend, die die Schönheit ist.

So wünsch ich euch allen, ihr lieben hellen Kleider, die mit so viel Fleiß und Opfern müssen zusammen gesparrt werden, helle Pfingsten, in denen die Sonne tanzt. Und ich kann für euch gute Vorschläge finden!

Heute Nacht ging ich an einem niedrigen Gebüsch vorüber, in dem eine Nachtigall schlug. Das Tier flatterte schier ungestüm von Zweig zu Zweig, so daß ein Rascheln und Rauschen durch die Blätter ging; es war eine sonderbare Anrede, die in die weite Totenstille schier lärmend fiel; dermaßen steigerte die schweigende Nacht die Kraft des einzig wachenden Daseins. Und auf jedem neuen Zweig stimmte das Tier einen neuen Takt der Nachtigallenmelodei.

„Du fliegst aber niedrig,“ meinte ich, „s wird wohl regnen?“ „Dummer Kerl,“ antwortete der Vogel — natürlich in seiner auch beim Schimpfen zart stöhnenden Tiu-Tiu-Sprache — „ich bin doch keine Schwalbe, die vor dem Regen Müden jagt. Ich sitze von Natur so niedrig. Ihr einfältigen Menschen glaubt immer, man müßte immer ganz oben sitzen oder schweben, um so recht überirdisch zu sein. Siehst Du, ich haufe nicht höher als Deine Schulter und glaubst Du, daß ein Adler überirdischer singt?“

„Sicherlich nicht, Frau Nachtigal. Es wird also nicht regnen!“ „Jedes Hälmchen an meinem Nest ist trocken. Gar keine Feuchtigkeit in der Luft. Und ich bin nicht ein Bißchen heißer. Gewiß, Ihr werdet schöne Pfingsten haben. Nun seid aber auch dankbar, und brecht nicht die Zweige ab, die mein Reich sind. Auf Euren Blumengläsern kann ich nicht singen. A tiu! A tiu!“

Das sollte wohl Adieu heißen und bedeuten, daß ich entlassen war.

Seid getrost, Ihr hellen Kleider und Ihr 18 Jahre!

Ich weiß ja, wie Ihr es treiben werdet! Schon vor Sonnenaufgang erwacht Ihr in ungeduldrigen Händen. Ihr werdet in Frühkonzerten flattern, Euch lustig blähen, wenn Eure Trägerinnen über die schon am Morgen geschminkten Komödianten der Pfingstposse lachen. Ihr werdet beim ersten Kaffeeloch ums Morgenrot den ersten blaßbraunen Lufsen kriegen, und am Nachmittag den zweiten. Bei der Fahrt in den Wald wird auf dem Bahnsteig schon zierlicher Platterichmud sich ablösen, unter den rauhen Tritten der drängenden Bergnützlichkeitsbataillone. Unter nutzwilligen Aberschlägen wird der See in Euch flüchten, bis Ihr schließlich tanzwirbelnd loscht, auf der Heimfahrt mit Buddes Plätteisen gebügelt werdet und nachgedunkelt wie ein altes Gemälde müde und voll Narben aus dem vierundzwanzigstündigen Krieg der Pfingstluft zur Ruhe niedersinkt. Ihr armen lieben, lichten Kleider!

Oder soll ich Euch einen schöneren Beruf weisen? Bitte, ich lade Euch ein; zehn, fünfzig, hundert, auch tausend und zehntausend, wenn's so viel giebt, die auf Frühkonzerte und Kaffeelocher und den Stänguruhtanz verzichten. Ich zeige Euch den Weg. In der Nacht vom ersten zum zweiten Pfingsttag. Wir wollen eine Expedition rüsten zum Pfingstgeist. Der einame Gesell hat sich dort irgendwo zwölf Meilen hinter Rimmerland, im Kreise Hoffnung, im tiefsten Walde angesiedelt. Er ist ein wenig verärgert. Er wähnt, daß er den Menschen überflüssig geworden.

„So lange Ihr Euren Wilow und Poddiesli habt“, vertraute er mir neulich, „braucht Ihr mich wahrhaftig nicht. Ihr macht Euch Euren Geist ja jetzt selber. Außerdem bin ich nicht einmal Hoflieferant, und wer weiß, ob ich ohne polizeiliche Konzeption überhaupt zu Euch darf. Ich bin ja so grenzenlos, halte niemals auf der mittleren Linie kläglich inne und strebe gleich zum äußersten und letzten. Kurz, ich wäre nur ein Einbrecher in Eure gute maßvolle und besonnene Gesellschaft. Nur in der tiefsten Waldeinsamkeit wird der freie, stürmende Pfingstgeist noch geduldet. Ihr lernt die fremden Zungen bei einem Sprachlehrer, für eine Mark die Stunde. Mein Unterricht ist euch zu wild und unbehaglich. Laßt mich nur in meiner einsamen Ferne.“ Ich hat und drängte vergebens. Er blieb verstockt und weigerte die Fahrt ins Menschenreich. „Kocht Kaffee und laßt mich ungeschoren!“ schloß er grob die Unterhaltung.

Aber ich glaube, Euch lieben, hellen Kleidern wird der Grämliche nicht widerstehen. Also kommt und wandern wir jungend durch Wald und Nacht zwölf Meilen hinter Rimmerland. Zum Pfingstfeste zwar kann er nicht mehr kommen, aber 14 Tage später brauchen wir ihn, daß er hineinbläst in die antlich gestempelten Wahlcouverts die Urnen und die Holierräume, daß alles rot erglüht und die Herrrüden verbrennen und die Rassenheinfelsen zerfließen. Suchen wir den Pfingstgeist. Loden wir ihn mit Jugend und Schönheit und glänzenden Augen und lichten Kleidern. Das wäre die herrlichste Fahrt. Aber erzählt's niemandem weiter, nur den hellen Kleidern und den 18 Jahren. Lasset die andren in Frühkonzerten schwebeln und beim Tanzen schwitzen. Euch, meine tapferen Geheimbündlerinnen, führe ich zum Pfingstgeist, daß er uns Schutzherr werde für die kommende Zeit. Und dann werden wir um untern Sieg tanzen, der eine neue Erde schaffen soll.

Seid Ihr bereit? Wohlan, am Sonntag um Mitternacht treffen wir uns an dem Gebüsch, in dem die Nachtigall schlägt. Ihre hellen Kleider seid durch Euch selbst Erkennungszeichen. Ich aber werde, damit Ihr nicht einen andern Mann als Führer erwischt, einen Tintenleck auf der Blage zeigen. Kommt! —

J. o. o.

(Nachdruck verboten.)

## Der schlaue Donyzl.

Von Lina Leidl.

Beizeiten schon, gleich nach dem Mittagessen hat sich der Donyzl zum Fortgehen fertig gemacht.

„Kirtamuß“ ist gewesen heut' und da hat er natürlich nicht fehlen dürfen, ist einmal zu zünftig hergegangen dabei. Seine allerbeste Montur hat er angezogen; die langschäftigen Stiefeln hat er sich nicht, wie sonst immer, g'schmiert, sondern die hat er sich heut' so schön gewischt, daß sie ausgschaut haben, als wenn sie lackiert gewesen wären; die „goldene Uhrkette“, die er sich auf dem letzten Jahresmarkt beim billigen Jakob gekauft, hat an der Stelle gebaumelt, wo die raren Bauern für gewöhnlich ihr Wäudlein haben, und auf sein windisches, grünes Sammetbütt hat er sich zu der Spielhahnsfeder noch einen himmellangen Rosmarinzweig gesteckt.

Er ist zwar grad' ein armer Holznecht gewesen, der Donyzl, aber — „der Rot muß man keinen Schwung lassen“! hat er allemal gesagt.

Sehen lassen hat er sich können heut', und sein Biserl, die hat sich auch nit z' schämen braucht mit ihm.

Herrschaftszug! Jetzt, weil er an's Biserl denkt, hat er auch noch an was anders denken müssen: an das Versprechen, das er dem Dirndl vor etlichen Wochen geben hat, nämlich daß er kein langes Messer nimmer tragen will.

Kraufabel einil! Und er hat sein schönes, neues Messer, das er sich neulich mit der Uhrkette zugleich gekauft hat, schon in der Messertasche drin stecken gehabt!

Es hat aber alles nit geholfen, er hat's wieder rausihun und daheim lassen müssen. Denn die Biserl, die, wann's in die Nasen kriegt hätt', daß er sein Versprechen nicht halten that und ein langes

Messer bei sich hätt' — die wär' im Stand' und thät nicht ein einziges „G'stell“ rumtanzen, thät ihm auf d'legt gar die Dieb' auch noch auf-sagen.

Und dies wär' dem Donyzl doch ein bißl z' dumm gewesen für den Spaz. Wenn ihn die Biserl nimmer mag, nachher freut ihn sein Leben auch nimmer!

„Na, ist gut, daß es mir wenigstens noch beizeiten eing'fallen ist!“ denkt sich der Bursch und zieht das Messer unter ein paar bedauernden Seufzern erst aus der Tasche und dann aus der Leberscheide heraus. Wär' so schön gewesen! Hat sich extra seinen Namen eingravieren lassen auf dem Silberplättl, momit der Hirschhorngriff des Messers beschlagen gewesen ist. Und wie schön daß die Schneide blüht und g'funzelt hat im Sonnenschein!

Wie eins nur grad' ein solches voreiliges Versprechen hergeben kann! Und wie sich ein Mammsbild überhaupt so überträumeln lassen kann von einem Weiberleut! Wie wird's denn da erst einmal ausschauen, wenn die Biserl sein Weib ist? Da steht's ja keine vierzehn Tag nit an, nachher hat sie ihn so viel unter ihrer Fuchtel, daß er nimmer „G'mau“ sagen dürft! Er, der sonst den „Tusfel“ auch nicht scheut! Na, na... er darf sich's nicht gefallen lassen, dies, unbedingt nicht! Wann er das erste Mal schon gleich so willig nachgiebt, nachher ist er alleweil schon der Hirsch.

Er nimmt es mit, sein Messer! Die soll's nur inne werden rechtzeitig, wer von ihnen zwei eigentlich der Herr ist! Unter diesen Erwägungen schiebt der Donyzl sein „Griffestes“ wieder in die Scheide und mit dieser wieder in die Hosentasche. Aber... hab' stad, jetzt hat's erst nochmal was!

„S' G'richt ist auch noch da...“ 's G'richt! Von dem hat er doch bei der letzten Verhandlung, wo sie ihm sein schönes Mischtomesser eingezogen und ihm zehn Mark Straf' aufgepözelt haben, das ausdrückliche Gebot kriegt, daß er kein Messer nimmer tragen darf. Kreuzdibidominil! Wann er jetzt wirklich die Schneid' gehabt hätt', daß er sein der Biserl gegebenes Versprechen brechen thät, so darf er doch 's G'richt nit für 'n Narren halten. Und überhaupt, mit den großen Herren ist nit gut Kirchen essen. Die stecken ihn ein Vierteljahr und noch länger ins „Voglhänsl“ eini, nig Schöners nit! Rein, es geht nit, schier gar nit geht's.

Und trotzdem!... Er kann doch um Gotteshimmelswillen nit auf die Kirtamuß geh'n, ohne daß er ein Messer bei sich hätt'! Dies wäre ja die reinste Unmöglichkeit! Was thät er denn da, wenn 's Kaufen anging? Dertweil bis er einen Maßkrug oder einen Stuhlfuß erwischen thät zum Dreinschlagen, wär's schon lang z' spät.

Rein, ohne Messer geht es nit, lieber geht er selber nit hin! Ah was! Das Gezeß hat eine wächserne Nase, warum soll man denn die nit drehn können, wie es einem grad' paßt! —

Weit ins Dorf hinein hallen die hellen Trompetenstöße der Kirtamuß. Beim großen Birt auf der Gred heraußen steht ein ganzer Haufe Burschen und Dirndl, die sich nach dem Rundtanz abtühlen wollen. Mitten unter ihnen befindet sich der Polizeidiener in vollster Gala, der zeitweilig mit gravitätischen Schritten und säbel-rasseld auf und ab geht; dabei läßt er seine kritisch musternenden Blicke im Verwuse sein heutigen, unantastbaren Würde nach allen Himmelsgegenden umherschweifen.

Da, mit einem Male giebt es ihm einen Rud durch den ganzen Körper; er reißt seine listig zusammengeschnittenen Augen auf, als wenn sie ihm mit einem Bündholz aufgepreizt wären.

Da vorn um die Ecke kommt der Donyzl, ras und schneidig wie halt alleweil und zieht einen nagelneuen, mordslangen Strid hinter sich her.

Und am End' von dem Strid da hängt ein nagelneues, scharf geschliffenes Messer...

„Ja, han Donyzl... Malefizdrad, elendiger!“ verleiht der Güter des Geseßes, nachdem er sich von seiner grenzenlosen Verblüffung etwas erholt hat, seiner Entrüstung Worte. „Weißt es leicht Du nit, daß das Messertragen aufs allerstrengste verboten ist?“

„Eell weiß ich wohl,“ sagt der Donyzl in aller Gemütsruhe und twißt sich dabei seinen mentischen Schnanzger auf. „Daß das Messer trage n nit verlaubt ist, d'rum thu ich ja das meine auch nit trage n, schau, siehst es eh, daß ich's zie hen thul“

Das beifällige Gemurmel, vermischt mit lautem, zustimmendem Gelächter sprach dafür, wie recht die Umstehenden dem schlaunen Burschen gaben.

Der Polizeidiener aber blieb in tiefem Nachsinnen auf der Gred zurid. Leicht, daß der Donyzl recht haben könn! Denn so lang' und viel er auch hin und her sinniert, er kann sich auf keinen Paragraphen besinnen, der das Messerziehen verbietet. Wenn er auch morgen nachschlägt im Strafgesetzbuch, er weiß es schon vorher, daß er nit aussindig macht, weil er eh das ganze Buch von A bis Z auswendig weiß.

Da wird ihm wahrscheinlich nig andres übrig bleiben, als daß er den Landrichter um Aufschluß angeht; vielleicht daß in dem seinen Büchern, die allerdings viel dider und in viel größerer Anzahl vorhanden sind, als die auf der Ortspolizeibehörde sich befindlichen, ein solcher Paragraph drin steht.

Drinnen beim Birt ist's währenddessen ganz schnaderfidel zugegangen. Und so sehr hat der Donyzl die allgemeine Aufmerksamkeit und Bewunderung nach sich gezogen, daß kein einziger Mensch an's Kaufen denkt, ja, daß es nicht einmal eine Streiterei gegeben hat, so daß sich der Birt zu dem Ausspruch veranlaßt gesehen hat: „So lang' als ich Birt bin und so weit als ich z'rud den!, hat es sich noch nie bei einer Musi so schön aufhängen als wie heut'!“ —

## Kleines feuilleton.

**Ik. Pfingstblühen.** Was Ostern an Naturfreunden uns heuer schuldig blieb, das scheint uns Pfingsten, wenn nicht alle Zeichen trügen, in Hülle und Fülle entgegenzubringen. Nicht mehr zögernd und tastend lugen die Knospen aus schließenden Hüllen, längst vielmehr haben sie sie im warmen Regen und Sonnenschein trugiglich von sich geworfen. Was in den Knospen eng zusammengefaßt und zernüßert lag, ist fast über Nacht zu einem endlosen Blatt- und Blütenmeer herangewachsen. Nirgends im Jahre sonst bietet das junge Laub einen so prächtigen Anblick wie um Pfingsten herum: in den zarten, kastadenartig herabwallenden Laubgehängen der Birken, in den domartigen Waldgewölben unter Buchen und Eichen und selbst im starren Kiefernlaube, das von gelben Blütennähren belebt ist. In den Aueen hängt von der Nohstantanie schwer und saftig das breite Laub herunter, überall durchleuchtet von den aufrechten, weißen Blütenpyramiden, und auch die schönen Kronen der Linde rüsten sich zur Blüte.

Erst um die Zeit der Sommerwendet erreicht die Blütenpracht in Norddeutschland ihren Höhepunkt in der Zahl der blühenden Gewächse. Aber schon jetzt reicht die Farbenpalette der Natur für den schönsten Strauß. Hier loden uns die gelben Büsche des Ginsters, die durch die Waldländer schimmern, dort auf den Wiesen, neben dem anspruchslosen Gänseblümchen und dem Löwenzahn, die roten Lehren des Anabekrautes, die hängenden Glöckchen der Nelkenwurz und, an nassen Stellen, die weißen Gloden des Wollgrases und die stattlichen gelben Blumen der Wasserschwertlilie. An Weg- und Wiesenrändern machen sich die weißen Schirme des wilden Kerbels und anderer Doldengewächse breit, mit den blauen Trauben des Ehrenpreißeß und allerlei Grasrispen dazwischen. Für die Gräser ist Pfingsten die Auferstehungszeit. Das unscheinbare Grün kann den erstaunlichen Formenreichtum ihrer Rippen nicht verbergen, und das Zittergras mit den an langen, dünnen Stielen hängenden Lehren legt in jedem Strauße Ehre ein.

Quakende Frösche lenken unsre Schritte zum Seerande. Weit hinab gegen den Spiegel des Sees neigen sich die Weiden, Ulmen und Erlen, starke Nester erreichen fast das Wasser, um dann parallel wie durstend über den Spiegel hinzustreichen. Was am Grunde des Wassers sich langsam entfaltet, hat inzwischen die Oberfläche erreicht, zahlreiche Blätter von Seerosen und Laichkraut breiten sich aus und dazwischen blüht hier und da die Wasserfeder und der Witterleer.

Ein mächtiger Ruch, ein gewaltiger Energieverbrauch steckt in dieser Kraftleistung der Natur zwischen Ostern und Pfingsten! Alles was Baum und Strauch im Herbste nach thätiger Sommerarbeit in ihrem Marke an Reservestoffen aufgespeichert hatten, das ist nun triumphierend fast wie auf einen Schlag ans Licht gestiegen. Billionen grüner Blätter breiten ihre Flächen im Luftmeere aus, ein jedes Blättchen eine chemische Fabrik im Kleinen. Durch zahllose Poren in Form sogenannter Spaltöffnungen absorbieren sie aus der Luft die Kohlensäure, zerlegen sie in ihren grünen Zellen mit Hilfe der Energie des Sonnenlichtes in Kohlenstoff und Sauerstoff und atmen letzteren wieder aus, umgekehrt wie Tier und Mensch. Der Kohlenstoff trifft in den Blättern mit Wasser zusammen, das die Wurzeln in die Höhe schaffen, und mit den Nährstoffen, die in dem Wasser, in Folge der Arbeit der Wurzeln, enthalten sind. Hier entstehen die neuen Verbindungen, aus denen die Pflanze sich aufbaut, und so geht der verwickelte Lebensprozeß der Pflanze in seinem wichtigsten Teile in den Blättern vor sich. Sie erlahmen nicht eher, als bis sie die ausdauernde Pflanze versorgt haben auch für das kommende Frühjahr.

Durch die Wipfel hücht das Eichfäächchen, hüßt der Hahner. Verschiedene Laubsänger zirpen melodisch; nur der Kundige weiß zu ermitteln, wes Nam' und Art der einzelne sei. Am Waldbrande steigt aus den Baumkronen der Baumpieper ein Stückchen in die Luft, um dann tircilierend in weitem Vogen auf seinen Standort zurückzukehren und das Spiel zu wiederholen. Auch der Pörol, der letzten einer aus der vagabundierenden Schar der Sängere, ist erschienen und ruft in wohlbekannter Weise von hohem Sitz herab. Das Konzert der Waldsänger ist vollzählig geworden.

**es. Früh morgens, wenn die Hähne kräh'n.** Es ist eine alte Sitte, gerade in den Pfingsttagen zu einer ungewöhnlich frühen Morgenstunde sich ins Freie zu begeben. In den Städten feiert man Frühkonzerte oder macht Ausflüge aufs Land hinaus, und wer um die Sommerzeit noch nie die Sonne hat ausgehen sehen, der wird in diesen Tagen am ehesten dazu kommen. Auf dem Lande steht man ja gewöhnlich früh auf, aber für den Städter ist diese Gewohnheit, wenn ihn nicht sein Beruf dazu zwingt, wohl nur eine seltene Ausnahme. Man mag nun über den Wert des Frühauftretens denken, wie man will. Eines Vorzugs herabst man sich jedenfalls dadurch, daß man in den Tag hinein schläft, nämlich des erfrischenden Gemisches der Morgenluft. Jeder wird schon die Erfahrung gemacht haben, daß die Luft in den frühen Morgenstunden viel frischer erscheint, als zu andern Zeiten des Tages. In manchen Gegenden scheint dies Bewußtsein in den Volkskreisen ziemlich weit verbreitet zu sein, denn in Ostpreußen z. B. erachtet man es als besonders gesund, in die „Frühlust“ zu gehen. Worin kann denn nun aber diese Eigenschaft der Morgenluft begründet sein? Die Chemiker haben uns seit langem berichtet, wie die Luft zusammengesetzt ist, auch daß diese Zusammen-

setzung fast immer dieselbe bleibt, ob man eine Luftprobe von einer Bergspitze oder auf dem Meer, vom freien Lande oder aus der Stadt nimmt. Die Chemie scheint also keine Erklärung für den Wert zu liefern, den eine Luftveränderung besitzen kann, ebenso wenig für die Milde und Frische der Luft am Morgen, deren angenehme Eigenschaften mit dem Fortschreiten des Tages verschwinden. Auch die Morgenluft ist nachweislich nicht anders zusammengesetzt als die Luft während einer anderen Zeit. Democh muß man in Rechnung ziehen, daß während des Ueberganges von der Nacht zum Tage und vom Tage zur Nacht verschiedene Vorgänge Platz greifen. Beim Sonnenuntergang tritt ein Sinken der Temperatur ein und bei Sonnenaufgang wieder ein Steigen, und insolge dessen wird die Feuchtigkeit abwechselnd niedergeschlagen und wieder aufgenommen. Diese Wechsel sind bekanntermaßen begleitet von elektrischen Erscheinungen und auch von gewissen chemischen Umsetzungen. Die Bildung von Tau hat wahrscheinlich viel tiefere Wirkungen als die bloße Befeuchtung der Gegenstände mit Wasser. Der Tau wirkt belebend, nicht nur weil er aus Wasser besteht, sondern weil er einen kräftigenden Einfluß besitzt, der zum Teil seiner Sättigung mit Sauerstoff zuzuschreiben ist, und man hat auch festgestellt, daß während seiner Bildung Wasserstoffsuperoxyd entwickelt wird. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die eigentümlich erfrischende und angenehme Eigenschaft der Luft am frühen Morgen ihren Ursprung in diesem Vorgange hat. Sicher ist, daß ihr Verlust an Frische daher stammt, daß der Sauerstoff, das Ozon oder das Wasserstoffsuperoxyd, welcher von diesen belebenden Stoffen nun vorhanden gewesen sein mag, aufgebraucht wird. Man hat die Beobachtung gemacht, daß Gras unter einem vollbelaubten Baum schwer zum Blühen zu bringen ist, und diese Thatsache wird im allgemeinen durch die Annahme erklärt, daß der Baum die Nährstoffe aus dem Boden an sich zieht oder daß er das Sonnenlicht und den Regen vom Gras abhält. Ob eine dieser Erklärungen das Richtige trifft, ist zweifelhaft, vielmehr liegt der wahre Grund höchst wahrscheinlich darin, daß sich auf den Gräsern unter einem solchen Baum der belebende Tau nicht bilden kann, während Regen und Nicht sie in der Regel doch erreichen. Der Tau ist vermutlich für das Wohlbefinden von Pflanzen und Tieren in viel größerem Maße wesentlich, als man bisher geglaubt hat.

### Humoristisches.

— Zwei Kolleginnen. Malerin: „Meine Malerei nimmt mich so in Anspruch, daß mir nicht die geringste freie Zeit übrig bleibt! Das ist eben der Fluch der Kunst, daß, wer ihr dient, ihr ganz dienen muß!“

Hausfrau: „Sie, da hab'n S' recht! Mir geht's genau so! Seit drei Tag bring' i' 'n Pömsel nimmer aus die Händ! Vorgefieri hab' i' d' Ruch'l g'weigt, gestern d' Fußböden g'frießen und heut' muß i' d' Kommod ladir'n!“

— In der Sommerfrische. „Warum schlachten Sie denn diese alten Hühner nicht, Bäuerin? .. Die können doch unmöglich noch frische Eier legen!“

— Auch ein Grund. A: „Hören Sie 'mal, warum wird denn nicht Alarm gemacht, damit mehr Feuerwehrlente sich einfänden?“

B: „Ja wissen S', wir kriegen immer für's Löschon nur e inen Hektoliter Bier, und wenn's zu viele sind, trifft einen zu wenig!“ — („Fliegende Blätter.“)

### Notizen.

— Otto Gorik, der frühere Baritonist der Morwiz-Oper, ist vom Herbst an auf sechs Jahre an die Wiener Hofoper engagiert worden.

— Im Kunstgewerbe-Museum (Schlüter-Zimmer) ist gegenwärtig eine Ausstellung neuer englischer Bucheinbände zu sehen.

— Während der Pfingstwoche wird auf der Dreptow-Sternwarte von 2-8<sup>1/2</sup> Uhr abends die Venus, von 8<sup>1/2</sup> bis 12 Uhr der Mond mit dem großen Fernrohr gezeigt. An den beiden ersten Pfingsttagen wird außerdem noch ein interessanter Doppelstern in der Jungfrau von 11-12 Uhr nachts beobachtet.

— Eine Gradmessung wird jetzt von den Engländern in Südafrika ausgeführt. Die Messungen, die bereits vor dem Boerentriege begonnen hatten, sind von Kapstadt ausgegangen, zogen sich die Ostgrenze von Südwestafrika entlang gegen den Zambezi hin und sollen bis zum Süden des Tanyanjila geführt werden. Dr. Rubin aus Uysala leitet die Messungen, die in zwei Jahren beendet sein sollen.

— Eine Vimsstein-See. Von einer merkwürdigen Naturerscheinung wird aus Melbourne berichtet: Die französische Barke „Vincennes“ kam etwa 18 Meilen südlich von der Pylstarr-Insel, südlich von der Tongagruppe, durch eine See von Vimsstein, die sechs englische Meilen breit war und so lang, wie das Auge reichte. Die Tiefe der Steine betrug etwa drei Fuß und die ganze schwimmende Masse war durchweg von gleichmäßiger Dide. Die Steine unterschieden sich in der Größe sehr; einige waren zwei Quadratfuß groß, aber die Mehrzahl war kleiner. Die Pylstarr-Insel ist von vulkanischer Formation; es waren jedoch keine Spuren von einem Ausbruch, der vor kurzem stattgefunden hätte, sichtbar. Man nimmt daher an, daß die merkwürdige Naturerscheinung das Ergebnis einer unterseeischen Störung ist.